

dtv

Island ist bekannt für sein raues Klima, die karge Landschaft und die langen, dunklen Winter. Diese Mischung setzt offenbar kreative Kräfte frei: Die dynamische Literaturszene des Landes sucht ihresgleichen in Europa. Die vorliegende Anthologie eröffnet einen Blick auf das Schaffen von sechzehn Autorinnen und Autoren, die in ihrer Heimat zum Teil schon etabliert, hierzulande aber noch weitgehend unbekannt sind.

Die Texte wurden von Skandinavistik-Studenten der Universitäten Basel, Freiburg im Breisgau und Zürich unter Anleitung der beiden Herausgeber ins Deutsche übertragen.

Ursula Giger, geboren 1974, studierte Skandinavistik in Basel, Zürich und Freiburg im Breisgau sowie in Island und Übersetzungswissenschaft in Reykjavík und Freiburg. Seit 2003 ist sie als Lehrbeauftragte für Isländisch an den Universitäten in Zürich, Basel und Freiburg im Breisgau tätig.

Jürg Glauser, geboren 1951, machte sein Abitur in Island, bevor er Skandinavistik und Germanistik in Zürich, Uppsala, Oslo und Kopenhagen studierte und sich 1991 in Zürich habilitierte. Er ist seit 1994 Professor für Nordische Philologie an den Universitäten Basel und Zürich. Die Schwerpunkte seiner Forschung und Lehre bilden die skandinavischen Literaturen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit sowie die isländische Literatur.

Niemandstal

Junge Literatur aus Island

Herausgegeben von
Ursula Giger und Jürg Glauser

Mit einem Geleitwort von
Hallgrímur Helgason

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2011
© Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München 2011
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Fiton/Sagenhaftes Island
Gesetzt aus der Bembo 10/13
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14041-6

Inhalt

Hallgrímur Helgason: Der isländische Schriftsteller – eine seltene Art, aber nicht vom Aussterben bedroht	7
Guðmundur Óskarsson: Bald ein Niemandstal	11
Steinar Bragi: Die Geschichte vom Dienstag . . .	14
Hermann Stefánsson: Am Vegamótastígur	59
Auður Jónsdóttir: Die dicke Mutter	78
Ágúst Borgþór Sverrisson: Erster Tag der vierten Woche	94
Sigurlín Bjarney Gísladóttir: Nationalstraße eins	107
Guðmundur Óskarsson: Ungewohnt	119
Kristín Eiríksdóttir: Löcher in Menschen	121
Oddný Eir Ævarsdóttir: Mein Marionettenspieler	134
Gerður Kristný: Wolfsgeschichte	141
Gerður Kristný: Nähschwwestern	154
Guðrún Eva Mínervudóttir: Die Füße der Frau im Buchladen	161

Guðrún Eva Mínervudóttir: Port Salut	176
Þórunn Erlu Valdimarsdóttir:	
Der Geheimdienst der Raben	194
Sigurbjörg Þrastardóttir: Ulk	210
Sindri Freysson: E-Mail	217
Þórarinn Eldjárn:	
Skálda, die Dichterhündin	233
Magnús Sigurðsson:	
Ausrangierte Bücher – eine Hommage	247
Gyrðir Elíasson: Der Bücherschrank	253
Sigurlín Bjarney Gísladóttir: Der Riss	258
Nachwort	263
Glossar	274
Autoren- und Quellenverzeichnis	278

Hallgrímur Helgason

Der isländische Schriftsteller – eine seltene Art, aber nicht vom Aussterben bedroht

Als ich jung war, wurde so gut wie keine zeitgenössische Literatur aus dem Isländischen in fremde Sprachen übersetzt. Seit den Zeiten Gunnar Gunnarssons und Halldór Laxness' hatten es nur ganz wenige Autoren geschafft, im Ausland Interesse an unserer Kultur zu wecken. Unsere Geschichten waren für Isländer, aber sie waren keine Isländersagas. Gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts bewegte sich jedoch etwas; auf einmal wurde eine ganze Generation isländischer Schriftsteller ins Dänische, Schwedische und Norwegische, ins Deutsche, Französische und sogar Italienische übertragen. Im englischen Sprachraum tat sich man schwerer, aber der eine oder andere Roman wurde auch dort angenommen.

Die deutschsprachigen Länder sind und bleiben unser Haupteinfallstor zum Kontinent, ein Riesenmarkt, der offen ist für den Norden. Das Interesse, das Deutsche, Schweizer und Österreicher uns isländischen Autoren entgegenbringen, ist manchmal schier unbegreiflich. Da steht man nichts ahnend in einer Bar im Zentrum von Reykjavík und unterhält sich mit Kollegen, und nach noch einem Bierchen bekommt man langsam mit, dass die neugierige Deutsche neben uns eine Jour-

nalistin der *FAZ* aus Frankfurt und ihre Freundin von der *taz* aus Berlin ist, ihr gemeinsamer Freund vom österreichischen Fernsehen *ORF*. Sie belauern uns beim Biertrinken mit dem gleichen Interesse, mit dem ein englischer Naturfilmer in Afrika eine seltene Tierart in der Savanne beobachtet:

»Der isländische Schriftsteller mischt sich in der Regel erst spät in das nächtliche Leben. Umgeben von seinen Lesern, die sehr klare Meinungen über seine Werke vertreten, beginnt er zu trinken. In dieser Nacht ist die Atmosphäre an der Tränke mit Spannung geladen, denn es haben sich auch bekannte Künstler eingefunden, die ebenfalls Aufmerksamkeit fordern.«

Man kann sagen, dass sich die isländische Literatur am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts kräftig erneuert hat. Freche junge Autoren einer humorvoll-witzigen Schule pusteten in die alte Glut klassischer Erzählkunst, und in der Folge zeigten sich recht spezielle neue Talente, die das Spektrum unserer Literatur deutlich erweitert haben. Mit dem neuen Jahrhundert wuchs gleich die nächste Generation heran, deren Werke schon weitere Verbreitung fanden, sie bekamen den Literaturpreis des Nordischen Rats und positive Kritiken in großen amerikanischen Zeitungen, und sie brachten es zur Gründung von Fanklubs in Lyon und Leipzig.

Darauf folgte die »späte Welle« mit einer *Nýhil-*gemischten Generation, die wie junge Menschen zu allen Zeiten zunächst mit Gedichten begann, dann aber auch den Schritt in die Welt des Romans vollzog, eine Welt, die, wie in anderen Ländern auch, immer

noch den Hauptschauplatz der isländischen Literatur darstellt.

Neben diesem Aufblühen einer jungen Generation entstand eine Parallelwelt: die des isländischen Krimis. Dieses Genre wurde bei uns in erstaunlich kurzer Zeit aus dem Boden gestampft und überholte die übrige Belletristik sehr schnell, sowohl was die Verkaufszahlen im Heimatland als auch was die Aufmerksamkeit und Verbreitung im Ausland angeht. Innerhalb weniger Jahre kamen ihre Vertreter weiter in der Welt herum als je ein isländischer Autor seit den Zeiten Gunnarssons und Laxness'. Der Erfolg des isländischen Krimis war ein kräftiger Tritt in den Hintern der schönen Literatur, und auch wenn einige aus der älteren Generation darüber klagen und anderes behaupten, so hat er die Autoren, die Kriminalgeschichten schreiben, zu größerem Ehrgeiz und disziplinierterem Schreiben angespornt und ihnen noch mehr Aufmerksamkeit von Lesern in vielen Ländern beschert. Einige Autoren ernster Literatur ließen sich anstecken und übernahmen mittelbar oder unmittelbar Züge des Genres in ihre Bücher. Es entstand eine Literatur, die Gattungsgrenzen überschritt.

Unter jedem Autor von heute brodeln es in hundert Töpfen, aus denen wir alle schöpfen möchten, und keiner weiß, wo sich das Geniale von morgen zusammenbraut. Aber es gibt allen Grund zu Optimismus. Das Gefühl sagt einem, dass es weiterhin Hoffnung auf kreative Unterhaltung aus Island gibt. Vor allem ist damit zu rechnen, dass sich noch eine Menge junger Autorinnen zu Wort melden wird.

Der isländische Schriftsteller ist weit davon entfernt,

eine vom Aussterben bedrohte Art zu sein. Im Gegenteil zeigen neueste Dokumentaraufnahmen, dass sich Abend für Abend größere Rudel an den Wasserstellen einfinden.

Diese Sätze schreibe ich in einem Pariser Hotel an dem Sonntagmorgen, an dem die Westmächte ihre ersten nächtlichen Bombeneinsätze über Gaddafis Libyen beenden. Auf dem Bildschirm an der Wand erscheinen Landkarten und Bilder von französischen Fregatten auf der Reede vor Toulon. Es wird auch das Kriegsmaterial aufgezählt, das die verschiedenen teilnehmenden Nationen zur Operation *Odyssey Dawn* beisteuern. Die Dänen stellen sechs F-16 Kampfflugzeuge, die Norweger ebenso viele, die Niederländer und Belgier ebenfalls ...

Gehe ich dagegen ins Internet, kann ich zwischen Dutzenden von Nachrichten darüber wählen, welche Schäden isländische Banker, isländische Anwälte, isländische Politiker und isländische Geschäftsleute in Island und der Welt angerichtet haben.

Blicke ich aber aus dem Fenster, dann sehe ich rechts auf der anderen Seite des Platzes: *Salon du livre*. Da sitzen acht isländische Schriftsteller auf dem Podium und am Signiertisch, beantworten die Fragen französischer Neunmalkluger und signieren Bücher für weit gereiste Fans. Selten hat sich so deutlich sehen lassen, dass Island der Welt nichts zu geben hat als Gedichte und Geschichten.

Gott sei Dank für ein so kleines Volk.

Übersetzt von Karl-Ludwig Wetzig

Guðmundur Óskarsson

Bald ein Niemandstal

Er ist seit Langem allein im Tal. Beim Nachbarhof, der zuletzt verlassen wurde, ist der Vorplatz fast ganz überwachsen. Manchmal steht er vor seinem Hof und meint, sich nicht bewegen zu können – für einen kurzen Moment. Vor einer Weile gestand er sich ein, es sei vielleicht nicht ganz wohlüberlegt, allein hier zu sein. Er ist alt und immer noch voller Tatendrang. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis etwas geschieht. Vielleicht wird er sterbend unter dem Traktor im Graben liegen, vielleicht trifft ihn der Schlag im Schafstall, und er kann nichts machen, außer zu rufen – nach niemandem.

Früher hörte er sie manchmal vom Winterschmerz sprechen. Angeblich war es ein lähmendes Gefühl, und er hatte nie geglaubt, dass er je darunter leiden könnte. Trifft er aber jetzt im Frühjahr die Zugvögel und Landstreicher, heißt er sie willkommen und trauert ihnen dabei schon nach. Das ist ein so aufwühlendes und lähmendes Gefühl, dass er es Winterschmerz nennt; es hat ihn eigentlich nie lange losgelassen.

Früher besuchte er die Höfe regelmäßig zu Pferd und traf Leute. Sie hatten ihn gesellig genannt. Nun sucht er die Höfe manchmal mit dem Traktor auf und trifft Erinnerungen. Sie scheinen dort in der Luft zu wohnen, und er kann sie einsaugen wie Tabakrauch.

Vielleicht steht er hinter dem Pferdestall, und es wiederholt sich ein lustiger Pferdehandel, oder er sitzt auf der Hofterrasse – mit dem Bauern im Sonnenschein der Erinnerung, und ein Mädchen kommt zur Tür und sagt etwas Kostbares zu ihnen – zu ihrem Vater und zu ihm, der nie Kinder bekam.

Manchmal geht er in die Höfe hinein – lange schon hat er sie alle vorsichtig aufgebrochen –, setzt sich in Stube oder Küche und lässt einen fröhlichen Spieleabend oder einen ernsthaften Schwatz über die Wetterlage aufleben. Dann wird alles, wie es war; die Erinnerung breitet sich aus, und der Hof hört auf, ein verwitterndes Hausgerippe zu sein. Manchmal fragt er sich, ob es normal ist, sich an so vieles zu erinnern; er braucht nämlich nur die Augen im Lichte einer niedergebrannten Kerze halb zu schließen, und schon kaut er bei der Wärme von verglühter Kohle einen längst verdauten Pfannkuchen mit Rahm.

Es wird nicht mehr lange dauern, bis auch er geht. Er weiß es. Etwas an dem Ausblick, der sich ihm vom Vorplatz her bietet, hält ihn im Zaum und erinnert ihn daran. So wie jetzt, wenn er dasteht und meint, sich nicht bewegen zu können. Er kann sich nicht vorstellen, das Tal senkrecht zu verlassen, trotz Winterschmerz und obwohl er sich davor fürchtet, allein zu sterben. Das Tal ist beinahe ein Niemandstal – es hat seine Blütezeit gehabt, und die ist wieder vergangen –, aber es ist randvoll mit etwas, das ihn zurückhält. Und es sind nicht nur der Frühling oder all die Vögel auf dem Teich draußen, die er nicht benennen kann, weil sie so farbenfroh und majestätisch sind, dass sie bestimmt nur lateinische Namen tragen, oder die Höfe rundherum und die Erinnerung

gen, die ihn zurückhalten. Es ist das ganze Tal – dieses Bühnenbild selbst. Er hat immer noch den Glauben, dass etwas Neues von dort ausgehen könnte; dieser Glaube ist seine Atemmaschine; er verhindert, dass das Tal ein Niemandstal wird.

Natürlich weiß er nicht, dass ich bald sein Herz umfassen und es zum Stillstand bringen werde. Er wird unter dem Schmerz zucken, unter der Kälte meiner Hand. Dann wird er entzückt sein über die Stille in ihm – entzückt über diese absolute Stille, bis sie zur Dunkelheit vor seinen Augen wird. Dann wird nichts mehr im Tal umgehen außer den Vögeln und dunklen Wolkenfetzen, die unter dem klaren Himmel um die Hügel und die erbärmlich vernachlässigten Wiesen gleiten.

Übersetzt von Florence Croizier

Steinar Bragi

Die Geschichte vom Dienstag

1. Kapitel

Der Dienstag ist der ödeste Tag von allen. Ich kenne niemanden, der Dienstage wirklich mag. An einem Dienstag zu sterben ist das ödeste Schicksal, das ich mir vorstellen kann. Und doch ist es sicher, dass mehr oder weniger ein Siebtel der Menschheit an einem Dienstag stirbt. Vielleicht auch du? Wirst du an einem Dienstag sterben, lieber Leser? Vielleicht, wenn du gerade wie ein Mäuschen hinter einem Buch verkrochen bist, fest überzeugt davon, dass der Tod einen unschuldigen Bücherwurm wie dich übersehen wird!

Aber sprechen wir nicht länger darüber. Nun möchte ich dir eine Geschichte von einem Wesen erzählen, das sich an Dienstagen in Kneipen aufzuhalten pflegte, davon überzeugt, dann auf einen Menschen jenes Schlages zu treffen, der sich in einer Spelunke zubechert, auf jemanden, der an diesem Tag der Woche offener ist als sonst für äußere Einflüsse, stärker nach Mitgefühl und Verständnis hungert, auf jeden Fall *empfindlicher* als an anderen Tagen, an denen man gerade den Absturz des vergangenen Wochenendes überstanden hat und noch nicht in den Einflussbereich des nächsten geraten ist.

Aber diese Geschichte handelt auch von einer an-

deren, trotz allem sympathischeren Person. Dem Menschen nämlich – ja, *dem Menschen selbst*. Zwar handelt die Geschichte nur von einem einzelnen Individuum. Und doch behaupte ich, dass die Ähnlichkeiten mit einem Großteil der Menschen für jeden, der genauer hinsieht, so offensichtlich sind, dass man ihn als einen guten Vertreter von allen sehen kann, zumindest von jenen stärksten Zwängen, die einen antreiben, und das nicht selten bis zur Verdammnis. Ich überlasse euch die Aufgabe, liebe Leser, ein Wort für die erwähnten Zwänge zu finden und sie nach Belieben zu verurteilen, denn jeder von euch ist vermutlich dazu imstande, sich über diesen Menschen zu stellen und zu sagen: »Ts, wie kann er bloß« oder »Schwachsinn! Wieso macht er es nicht so, er muss bloß ...« Doch ich versichere, dass keiner von euch, vorausgesetzt, eure Umstände wären dieselben wie die seinen, sich besser als er aus der Affäre ziehen würde. Im Gegenteil: Im Innersten eures Herzens seid ihr genau wie dieser Mensch.

Dies ist also auch die Geschichte von einem Mann, der sein Leben an einem Dienstag verloren hat. Es wäre zu verwegen zu behaupten, dass er direkt gestorben sei, aber im Nachhinein ließe sich festhalten, dass an diesem Unglückstag *seine Seele* gestorben ist und sein Körper einige Jahre später folgte, ebenfalls an einem Dienstag. Doch jetzt bin ich mir selbst vorausgeeilt und habe jene Erzählregeln gebrochen, die mir um vieles überlegene Menschen in ihrer jahrelangen Mühsal und ihrem aufopfernden und aufreibenden Idealismus im Dienst der Menschheit perfektioniert haben – einer Menschheit, die ja schon immer eine Befriedigung, ja sogar eine Erhabenheit in der Kunst empfunden hat, welche darin

besteht, zu lesen oder eine gute Geschichte zu erzählen. Ich selbst mache nichts anderes, als sie darin nachzuahmen. Bitte sehr!

Zu Beginn der Geschichte sitzt unser Unglückskerl, ein Mann mit Namen *Jóakim*, in einer von jenen zwielichtigen Kneipen, von denen es in den Seitengassen nur so wimmelt, die wie Dornen aus jenem Stängel ragen, den der Laugavegur bildet, die größte Einkaufsstraße einer Stadt, die wir Reykjavík nennen wollen. Wenn man etwas über die Stadt Reykjavík sagen kann, dann am ehesten, dass sie hässlich, dunkel und böse ist, ja eine regelrechte Blüte des menschlichen Elends, bereit, das Schlechteste in jenen Unglücksrabben hervorzuheben, die sich in ihrem Netz verheddert haben. Aber die Schuld dafür liegt nicht allein bei der Stadt selbst, sondern auch bei den Wintern, welche sich auf sie stürzen, als ob sie sich aus der eiskalten Magengrube des Himmels ergössen: nach Eisen riechend, mattgrau und von Zeit zu Zeit geschmückt mit jenen Ungeheuerlichkeiten, die Nordlichter genannt werden und gleichwohl nichts anderes sind als der Tod – blinde Spasmen der Gedärme, ein lila Leuchten im toten Himmelsband.

Jóakim, der Held unserer Geschichte, hat sein ganzes Leben in Reykjavík verbracht und ist daher vielleicht anfälliger als andere für die Unerträglichkeit der Winter in dieser Stadt, aber aus irgendwelchen Gründen empfindet er sie am stärksten an Dienstagen. Und als wir ihm nun an besagtem Dienstag der Menschheitsgeschichte begegneten, war er gerade von zu Hause losgegangen, wo er nach der Arbeit ein Sixpack Bier in sich hineingekippt hatte, um sich anschließend in seine

Lieblingsbar in der Ingólfsstræti zu setzen – *Næsta Bar*, die Bar um die Ecke, die einzige übrigens, in der er noch kein Hausverbot wegen ungehörigen Benehmens erhalten hatte.

Jóakim ist nicht immer ein Unglückskerl gewesen, aber aus Gründen, die zu kompliziert sind, um sie in einer kurzen Geschichte zusammenzufassen, sind die vergangenen Jahre für ihn schwierig gewesen; seine Trinkerei hat sich nach und nach verschlimmert, sodass wenig übrig geblieben ist von dem, was er so gerne als *sein* Leben bezeichnen würde, und das Einzige, was ihm noch geblieben war – die Arbeit –, ist ihm an diesem Morgen noch etwas mehr aus den Händen geglitten, als sein Chef ihn zu einer Besprechung rief und ihm mitteilte, dass er »eine allerletzte Chance« bekomme.

Armer Jóakim. Jetzt hatte er Angst. Wenn er seinen Job verlieren würde, stünde nur noch wenig zwischen ihm und jener vollkommenen Unordnung, welche der Alkohol – dieses eigentlich süße Getränk – so gerne ins Leben der Menschen bringt; nach der Arbeit wäre es aus mit dem Auto, dann mit der Wohnung, und er würde auf der Straße enden, wenn er seine Schulden nicht sogar im Gefängnis würde absitzen müssen. Da war er sich sicher. Es sah nicht zum Besten aus. Und deshalb begann Jóakim nun den Verdacht zu hegen – nicht so wie zuvor, nicht ganz so *träge* –, dass es am besten wäre, wenn er die Verantwortung für sein Leben selbst übernehmen würde: den Rausch ausschlafen, sich in Behandlung begeben und all jene Probleme ausrotten, die seine zerstörerische Lebensweise verursachten. Er wollte zum Beispiel nicht sterben. Und deswegen hatte er nun also beschlossen, in den nächsten Tagen,

zum Abschluss dieses letzten »Gerümpels«, das Telefon in die Hand zu nehmen, ein Bett zu reservieren, sich in den *Schlafrock* zu kleiden, in eine Raucherzelle zu setzen und sich mit den anderen Patienten in Vogur zu Tränen rühren zu lassen. Und somit zu retten, was zu retten war. Der Nullpunkt war erreicht. Und außerdem war Dienstag.

Als Jóakim die Bar betrat, war sie leer. Er setzte sich, bestellte ein großes Bier und einen Shot Whisky. Kurz darauf blickte er zur Seite und bemerkte, dass er nicht länger allein war und es vermutlich auch nie gewesen war. Eine seltsame Vorstellung, aber vielleicht nicht seltsamer, als dass der Mann die Bar betreten, sich auf den Stuhl neben ihn gesetzt – und zwar dicht neben ihn – und sich ein Bier und einen Whisky bestellt hatte, ohne dass Jóakim ihn bemerkt hätte.

Der Mann würdigte ihn keines Blickes und spähte über den Bartresen, ließ die Augen langsam über die Regale gleiten, in denen Flaschen aufgereiht waren, und Jóakim beschloss, sich nicht um ihn zu kümmern. Etwas in seinem Inneren, subjektiv und stumm, gab zu erkennen, dass das unratsam wäre.

Er richtete seine Augen nach vorn. Auf dem Tresen stand das leere Bierglas, welches er mit seiner Hand festhielt, aber nicht zum Mund hob. Er drehte es im Kreis und betrachtete seine Hände. Es war, als ob sie nicht ihm selbst gehörten, sondern komplizierte, unverständliche Maschinen wären, die trotz allem irgendwie ihre Aufgabe erledigten. In der anderen Hand, die ebenfalls auf dem Tresen ruhte, hielt er eine Zigarette, die er allerdings noch nicht angezündet hatte; seit das Rauchen in den Bars der Stadt verboten war, hatte Jóa-

kim sich das angewöhnt. Zuerst, um seinem Protest gegen das Verbot Ausdruck zu verleihen und den Leuten zu zeigen, dass er nicht einverstanden war – das war sein Protest als Bürger, oder etwas in der Art ...

»Dann aber dient es auch dem Zweck, nicht wahr, das ständige Verlangen zu unterdrücken, das nicht selten in den *Fingern* zu wohnen scheint, so eigenartig es klingen mag. Das Verlangen zu rauchen, weißt du, stärkt sich daran, dass fremde Kräfte – Kreuzfahrer des Lichts und der Mittelmäßigkeit – es zu zähmen versuchen.« Jóakim brauchte eine Weile, bis er bemerkte, dass der Mann an seiner Seite zu sprechen begonnen hatte; das war nicht er selbst, Jóakim, der da dachte, sondern das war dieser Mann, diese Knalltüte hatte sich eingemischt ...

Er blickte ihm direkt in die Augen und fragte ihn, was er wolle, so unhöflich wie nur möglich, um den Widerwillen zu überdecken, den die Worte des Mannes in ihm ausgelöst hatten, aber auch, weil er sich über sich selbst ärgerte, dass er so rasch, so früh am Abend, den Halt in der Wirklichkeit verloren hatte.

»Mit der Zeit«, fuhr der Mann fort, als ob nichts wäre, »wurde die Zigarette, solange du sie hier drinnen unangezündet in der Hand hieltst, eine Art Gesprächszünder, ein *conversation piece*, so wie es beim mittelalterlichen Adel üblich war; eine Quelle für Unterhaltungen über den Zustand der Welt, wie komisch und schlecht diese und jene seien, und das *sind* sie – das kann ich dir versichern! –, und schließlich hast du auch einfach Gefallen daran gefunden, als du entdeckt hast, wie es dem Barkeeper Bragi hier auf die Nerven geht. Und da kann ich dir zustimmen: Bragi ist ein mies gelaunter,

entfremdeter Dummkopf von der Uni, der nicht weiß, wie das Leben wirklich ist. Im Gegensatz zu dir!«

Bragi, der tatsächlich ein Betriebswirtschaftstrottel von der Uni *war*, kam in diesem Augenblick aus dem Hinterzimmer, in dem das Geschirr gespült und die Ausrüstung für Kotzpfützen aufbewahrt wurde – kam nach vorne, als ob er darauf gewartet hätte, dass der Mann *ihn auf die Bühne bitten würde*, und schenkte dem Mann und Jóakim eine weitere Runde ein. Der andere machte eine rasche Handbewegung in der Luft, und Bragi war verschwunden, als hätte der Mann ihn gleichsam aus dem Raum gewischt.

»Aber vielleicht sind das nur meine eigenen Vermutungen«, sagte der Mann, als Bragi verschwand. »Vielleicht ist das gar keine Zigarette, sondern ein Stift, mit dem du deine Lebensgeschichte niederschreiben möchtest, wozu du aber einfach noch nicht gekommen bist.«

Er hob das Schnapsglas, sie stießen miteinander an, kippten den Whisky in sich hinein, und Jóakim schielte zur Zigarette zwischen seinen Fingern und sah, dass sie nichts anderes war als eben das: eine Zigarette. Das wirkte auf ihn irgendwie beruhigend. Und obwohl er noch kurz zuvor beschlossen hatte, sich an einen Tisch zu setzen, weg von dem Mann, begnügte er sich nun damit, seinen Stuhl ein wenig nach hinten zu rücken. Dieser Kerl war – trotz seines nervenden Geschwafels – nur ein kleines, verlorenes Schaf, genau wie Jóakim selbst, ein verirrtes Schaf auf der Suche nach ein wenig Ablenkung an einem öden Dienstag.

»Und vielleicht weißt du gar nichts«, sagte Jóakim und hörte, dass er mehr lallte als erwartet. »Vielleicht ist